Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 16 (1934)

Heft: 10

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bern

Winterthur, 9. März 1934 | Erscheint jeden Freitag | 16. Jahrgang. Nr. 10

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Einladung

zur

Generalversammlung

der Genossenschaft Schweizer Frauenblatt

auf Freitag, 23. März 1934, punkt 15 Uhr, im Saal der Zürcher Frauenzentrale, Schanzengraben 29.

Traktanden:

Protokoll.
Jahresbericht.
Jahresrechnung.
Wahlen.
Verschiedenes.

Zu zahlreichem Besuch ladet ein

Der Vorstand.

Wochenchronik.

Inland.

Wir stehen vor einer **folgenschweren Abstimmung.** Morgen und übermorgen wird unser Volk, d. h. seine männliche Hälfte, über das Staatsschutzgesetz abstimmen. Die Stellungen dazu sind bezogen. Von links bekämpfen die Kommunisten und die Sozialdemokraten (mit Ausnahme des schweiz. Gewerkschaftsbundes) das Gesetz, von rechts die Nationale Front; die breite Mitte dagegen tritt mit aller Ueberzeugung für das Gesetz ein.

Wie die Abstimmung ausfallen wird, darüber ist man ganz im Ungewissen. Soviel jedoch ist sicher, daß wir Treu und Glauben weder auf der einen noch auf der andern Seite einfach absprechen dürfen. Es gibt sehr viele, die aus tiefster Besorgnis für unsere Demokratie mit voller Ueberzeugung für das Gesetz eintreten, während es ebenso viele gibt, die aus der gleichen Besorgnis das Gesetz bekämpfen. Es ist ein tragisches Gesetz genannt worden. Man kann es nicht richtiger bezeichnen. Es ist wahrhaft tragisch, daß die Verhältnisse auch bei uns sich so zugespitzt haben, daß ein solches Gesetz sich überhaupt aufdrängte.

Wie die Abstimmung nun auch ausfallen möge, eines möchten wir auf das Tiefste wünschen: daß der siegende Teil nicht jenes Triumphgeschrei anschlage, das auf der andern Seite so tief verletzend wirkt, denn ehrliche Ueberzeugung ist hüben und drüben zu finden. Siegt der verwerfende Teil, so übernimmt er damit die moralische Verpflichtung zu äußerster Selbstdisziplin, er muß dann mit der Tat beweisen, daß das Gesetz unnötig war. Siegt umgekehrt der Befürwortende, so übernimmt er damit die selbstverständliche Aufgabe, durch Mäßigung und großzügige Handhabung das Mißtrauen und die Angst auf der andern Seite zu entkräften. In der gemeinsamen Liebe zu unserm Volke und zu seinen kostbaren freiheitlichen Ueberlieferungen sollten wir auch nach dem 11. März ohne allzu große Verbitterung wieder zusammenkommen können.

Am 12. März beginnt in Bern die **Frühjahrssession der Bundesversammlung.** Nicht weniger als 90 Geschäfte stehen auf der Traktandenliste. Die Session dürfte etwa zwei bis zweieinhalb Wochen dauern.

Letzten Samstag und Sonntag hat der **Kanton Waadt** seine **Regierung** neu bestellt. Man sah den Wahlen mit Spannung entgegen, weil zum ersten Mal die Sozialisten mit dem Anspruch von 4 (von im ganzen 7) Kandidaten aufrückten. Sie blieben jedoch mit 1/3 gegenüber 2/3 der bürgerlichen Stimmen stark in der Minderheit und brachten somit keinen ihrer Kandidaten durch.

In Bern hat kürzlich die erste Versammlung der Kreisbank Bern der reorganisierten **schweiz. Volksbank** zur Wahl der Kreiskontrolle und der Kreisdelegierten stattgefunden. Unter den Gewählten befinden sich auch drei Frauen: Frau E. Rothen-Liechti und Frau Schneider-Medina als ordentliche und Frau Fürsprech Hänni als Ersatzdelegierte. In den nächsten 14 Tagen sollen 28 solcher Kreiswahlversammlungen stattfinden.

Ausland.

Die protestantische Kirche in **Deutschland** hat neue schwere Verfügungen über sich ergehen lassen müssen. Mit dem 2. März hat Reichsbischof Müller einen Erlaß ausgegeben, der die bisherige Kirchenverfassung gänzlich umstößt. Die sogenannte altpreußische Union, die bis heute weitaus größte deutsche Landeskirche, ist der Leitung der Reichskirche unterstellt, die letztes Jahr gewählte deutsche evangelische Generalsynode (in der alle Landeskirchen vertreten waren) aufgelöst und an ihre Stelle eine Landessynode eingesetzt worden, in der (neben den bisherigen Vertretern der altpreußischen Union) die Mitglieder vom Reichsbischof ernannt werden. Die bisherigen nicht preußischen Landeskirchen verlieren also ihr Vertretungsrecht, ihre Landessynoden werden aufgelöst, sie sind vollständig dem autoritären Kurs des Reichsbischofs ausgeliefert. Das ist auch der tiefere Sinn dieser Verfügung: Reichsbischof Müller wollte damit die Mittel in die Hand bekommen, jede ihm mißliebige Opposition zu unterdrücken und die betreffenden Pfarrer abzusetzen.

Mit **Oesterreich** steht Deutschland immer noch in einem gespannten Verhältnis, es scheinen sich aber doch leise Vermittlungsaktionen anzubahnen. Zwar hat sich die Absetzung Habichts nicht bestätigt, immerhin aber soll er von Berlin aus einer gewissen Kontrolle unterstellt worden sein. Auffallend ist wenigstens, daß die so berüchtigte Münchner Radiopropaganda und auch jede terroristische Aktion der Nationalsozialisten in Oesterreich bisher unterblieben ist. Vielleicht hat auch Italien einigen Druck in Berlin ausgeübt, wenigstens ließe das der gereizte Ton der deutschen und italienischen Presse vermuten. Daß andererseits Deutschland die Annäherung Oesterreichs und Ungarns an Italien — statt an sich — nicht gerade gerne sieht, ist schließlich nicht verwunderlich. Auf den 14. März werden Dollfuß und der ungarische Ministerpräsident Gömbös in Rom zu einem Besuch der italienischen Regierung erwartet, wo die Grundlagen für eine dauerhafte Zusammenarbeit gesucht werden sollen.

In **Spanien** wetterleuchtet es. Bekanntlich haben die letzten Corteswahlen eine starke Zunahme der rechtsgerichteten Kreise gegenüber den bisherigen republikanischen und sozialistischen ergeben. Diese „Rechtsgerichteten" haben seither eine intensive Tätigkeit und einen immer stärkern Druck auf die Regierung ausgeübt. Lerroux, der spanische Ministerpräsident, vermochte diesem Druck nicht genügend Stand zu halten, zwei radikale Minister, die seine Politik nicht länger mitmachen wollten, traten vom Kabinett zurück. Lerroux reichte hierauf die Demission des Kabinetts ein, wurde aber vom Präsidenten neuerdings mit der Kabinettsbildung betraut. Diese ergab einen weitern Ruck nach rechts. Das hat in republikanischen und sozialistischen Kreisen eine starke Aufregung ausgelöst. Die Sammlung aller republikanischen Elemente zur Verteidigung der Republik ist im Gange. Der Präsident sah sich zur Verschärfung des Ausnahmezustandes genötigt.

Eben ist von seiner Informationsreise in der **Abrüstungsfrage** über Paris nach London zurückgekehrt. Frankreich wird seinen Standpunkt in der Form einer Antwort auf das englische Memorandum bekannt geben.

Unterdessen hat sich auch **Belgien** zur Frage geäußert. Der belgische Ministerpräsident Broqueville betonte in einer großen Rede im Senat, daß es nur zwei Mittel gebe, um Deutschland an der weitern Aufrüstung zu hindern, eine Untersuchung durch den Völkerbund, der sich aber England und Italien widersetzen würden, oder dann ein Präventivkrieg. Ein solcher wäre aber schlimmer als das Uebel selbst. Es könne sich somit nicht darum handeln, ob und in welchem Maße man die Aufrüstung Deutschlands dulden wolle, sondern darum, einen Rüstungswettlauf zu verhindern, der zum Kriege führen müsse. Das könne nur durch eine Abrüstungskonvention erreicht werden, die, wenn sie auch noch so bescheidene Resultate erzielte, immerhin besser als nichts sei, da damit wenigstens das Wettrüsten gestoppt werden könne. Die Rede ist in der belgischen Oeffentlichkeit nicht ohne ziemlichen Widerspruch hingenommen worden.

Rauschgifte und ihre Wirkungen.

Von Prof. Dr. Gertrud Wokers, Bern.

Dämonenhaft muten uns die Rauschgifte in all ihren Beziehungen zur menschlichen Gesellschaft an. Wie das Licht, das den Nachtfalter in seinen Bannkreis zieht und ihn mit versengten Flügeln zur Erde stürzen läßt, lockt die Illusion der Rauschgifte Millionen Menschen in ihren Zauberkreis, in dem sie an Leib und Seele gebrochen dem moralischen, physischen und wirtschaftlichen Untergang preisgegeben sind. Und nicht zufrieden mit dem Ruin der individuellen Existenz des Rauschgiftsüchtigen, zieht der Dämon auch die völlig unbeteiligte Familie, die Freunde, die durch irgendwelche Beziehungen mit dem Süchtigen verbundenen, in das Schlamassel hinein.

Ganze Völker sind dem Verderben preisgegeben, — ein Opfer der lawinenartig anwachsenden Suchten und derjenigen, die die Schwäche und Leidenschaft ihrer Mitmenschen in der skrupellosesten Weise auszubeuten verstehen.

In Persien wird die Zahl der Opiumesser und Opiumraucher auf 20 Prozent der mohamedanischen Bevölkerung geschätzt.[1] Das 15 Millionen Einwohner umfassende Aegypten stellt ein Kontingent von mehr als einer halben Million Süchtiger und zwar überwiegend dem Heroin zum geringeren Teil dem Haschisch Verfallener. 25,000 ägyptische Pfund werden täglich für Heroin und halb so viel für Haschisch ausgegeben. Das repräsentiert insgesamt im Jahr 13,500,000 ägyptische Pfund, resp. 345,600,000 Schweizerfranken.[2]

„Die vom 1. Januar bis zum 30. November 1929 in Aegypten erfaßte Drogenmenge betrug 13,685 Kilogramm 930 Gramm und 0,4 Zentigramm. Die Zahl der im gleichen Zeitraum des ungesetzlichen Opiumhandels Ueberführten war 12,209" und dies in 11 Monaten! — „Wieviel Tausende von Kilogramm über die erfaßte Menge hinaus dürften heimlich ins Land gekommen und die Bevölkerung vergiftet haben?" —

Dabei beträgt der medizinische Drogenbedarf für ganz Aegypten maximal nur 1 Kg. Heroin, 95 Kg. Opium, 4 Kg. Morphium, 10 Kg. Kokain und 3 Kg. Haschischextrakt." —[3]

Leider haben die angeblich höchst kultivierten und zivilisierten West- und Mitteleuropäer im Hinblick auf diese Tatsachen gar keinen Grund, sich auf ihr hohes und im übrigen von Moral triefendes Roß zu setzen; ist doch die angebliche Dekadenz und Lasterhaftigkeit jener Stämme und Völker unser Werk, unsere westeuropäische Kulturschande.

Wie die Engländer den Opiumgenuß den Chinesen aufdrängten, wie der Schnaps den Farbigen als bejondere Segnung von der weißen Kultur gebracht worden ist, so ist auch die Heroinsucht der ägyptischen Bauern durch die Profitgier der beteiligten Kreise der Produktionsländer hochgezüchtet worden. Gewiß ist eine Charakterschwäche der betreffenden Individuen die erste Voraussetzung zum Zustandekommen einer Sucht. Aber diese Charakterschwäche steht, wie oft, in keinem Verhältnis zu den katastrophalen Auswirkungen, zu dem Leidensweg jener Individuen, der aus kleiner Ursache seinen Ausgang nimmt und in einem Meer von Elend für den Einzelnen, wie für die Gesellschaft endet.

Die Ursachen, die zu einer Sucht führen, dürften wenigstens zum Teil bei den verschiedensten Giften die nämlichen sein: Ein schweres Erlebnis z. B., das der Betreffende zu vergessen sucht, vor dem er sich in das Reich der Träume und Illusionen flüchtet, zu dem ihm, wie er glaubt, das Rauschgift die Pforten öffnen wird. Die Illusionen sollen ein Ersatz sein für das in jenem Menschenschicksal fehlende Glück, sollen in ungezählten Fällen den Menschen aus untragbaren seelischen Konflikten in ein besseres Jenseits, in ein Traumland führen, sollen dem, der am Leben Schiffbruch gelitten hat, das Rettungsboot sein, das ihn zu den Inseln des Vergessens führt.

Wie schwer der Süchtige selbst unter seinem Zustande leidet und wie sehr er wünscht, von seiner Sucht befreit zu werden, zeigt eine Begebenheit, die Russel Pascha, der Polizeichef von Kairo, aus seiner überaus reichen Erfahrung auf diesem Gebiete wiedergegeben hat:[4] Den Bauern eines ägyptischen Dorfes, die sämtlich heroinsüchtig waren, fiel es auf, daß einer von ihnen, der von einem wutkranken Hund gebissen und im Pasteurinstitut von Kairo der entsprechenden Behandlung unterworfen worden war, von seiner Heroinsucht geheilt, in sein Dorf zurückkehrte. Die Dorfbewohner brachten sich nun künstlich Wunden mit dem Gebiß eines toten Hundes bei, um die Aufnahme ins Pasteurinstitut zu erreichen und durch die Internierung, die einer Entziehungskur gleichkam, vielleicht auch durch die Behandlung selbst, von ihrer Sucht loszukommen.

Auch die verschiedenen, oft drakonischen Maßnahmen der Regierungen von Suchten beson-

[1]) s. Eulenburgs Realenzyklopädie, Urban und Schwarzenberg, Berlin und Wien, 4. Aufl. 1911, Band XI. 6. 146.

[2]) Bericht von Aly El-Ghaïati an der Opiumkonferenz der Internationalen Frauenliga in Genf (1930). Aus dessen weitern Ausführungen geht hervor, wie schamlos die Ausbeutung der harmlosen Eingeborenen betrieben wird, die weder Mohn anbauen, noch an der fabrikmäßigen Verarbeitung des aus den Mohnkapseln gewonnenen Rohopiums oder anderer gefährlicher Drogen beteiligt sind: „Das Kilo Heroin wird in dem betreffenden Herstellungsland von der Fabrik für 25 ägyptische Pfund abgegeben. Bei seiner Ablieferung in Aegypten kostet es schon 60 Pfund; der Engros-Käufer verkauft es für 85 ägyptische Pfund an die Personen, die sich mit dem Detailhandel abgeben und diese verkaufen es an die Verbraucher zu Preisen, die auf das Kilo berechnet, 300 bis 3000, ja selbst 6000 Pfund ausmachen. Denn die Profitgier treibt die Händler dazu, das Produkt zu verfälschen, so daß es oft nur noch 10 Prozent an reinem Heroin enthält. Diese Verfälschung hat dann die traurige Folge, daß der Süchtige veranlaßt wird, die zum Eintreten der gewünschten Wirkung erforderliche Dosis entsprechend zu steigern, was seinen vollständigen physischen und materiellen Ruin bedingt."

[3]) Aly El-Ghaïati, l. c. vorige Fußnote.

[4]) Jahresbericht des Bureau Central d'Information des Narcotiques, Kairo 1929.

Wer es nicht der Mühe wert findet, bessere Zeiten herbeiführen zu helfen, der ist auch nicht gut genug für bessere Zeiten.

Jeremias Gotthelf

Das letzte Fenster.

Von Ruth Schaumann.

Es war nur ein Einfall Ferdinands, aber wie er die Mittel besaß, seinen Einfällen zu folgen, in die abjonderlichsten Untiefen hin, so verfolgte er auch diesen, bis er erfüllt war, und weil er an keinem Gelde sparte, war das Haus bald fertig und er zog hinein.

Er nahm nichts mit sich aus all seinen Wohnungen, darin er bis zu diesem Tage gewesen, an den verschiedensten Orten der Welt, denn alles fand er reichlicher und besser in diesem neuen Haus. Er fand auch genügend Personen, die ihm das eben Erfundene erhalten sollten, bis er wiederum sagen würde (wie so oft, ja, wie immer): genug.

So begann denn Ferdinand, wie er meinte, ein neues Leben in seinem neuen Besitz. Der Sinn des Bauwerkes, das er an einem lauen Februarabend, als der Föhn die tausenden Zweige durchbog, betrat, war nicht, Wohnort zu sein, sondern Schort, jeden Morgen zu schauen, und jeden Morgen anderes zu schauen, als am Morgen zuvor. Nicht im Viereck war das Haus errichtet, nicht im Rechteck, nicht auch in der Form der Arena zu Rom, die Ferdinand, oft unruhvoll durchirrt hatte, nicht als Dreieck stand das Gebäu, oder im geschwungenen Schweben des Ei-Ovals, oder dem doppelt sich verschlingenden Rund einer Acht. Es zeigte alle diese Formen in einer einzigen, grausam anzusehen und dodselttam sicher erdacht und ausgeführt aus ungleichen Tiefen und maßlosen Höhen und immer doch irgendwie maßvoll im Dienste von Ferdinands Wunsch: jeden Tag zu sehen und jeden Tag anders zu sehen, jovieel auch Tage im Jahre sind. Denn soviel dasren.

Jahr Tage besitzt, besitzt Ferdinands Haus Fenster, gläserne Oeffnungen in den Raum und die Zeit und die Geschehnisse, die sich darin eins durch das andere begeben. Und Ferdinand saß in seinem fensterreichen Gebäude, wie die Spinne im Knoten ihrer unzähligen Fäden, eine kindische Freude erfüllte ihn ganz, eine Lust an der Einsamkeit ging in ihn ein, und das Gefühl der Unrast und Verwirrung, das ihn sein Leben lang gepeinigt hatte, verließ ihn gemach. Und er lebte auf und lebte allein für den anderen Tag, besser noch, für den anderen Morgen, wenn Gabriel kam, ihn erweckte oder ihm sein Wachsein bestätigte, mit seiner alten müden Stimme, die Ferdinand nie anders gekannt.

Denn so begann Ferdinands Morgen: Schritte ertönten sehr fein auf dem unendlich langen Gang, dem fensterlosen, dem mit Spiegeln gepanzerten, in dem man nichts sah, als die eigene schattenhafte, doch verwaisendachte Gestalt. Näher kamen die Schritte, leicht, leise, unendlich getreu und verschwiegen und es klopfte sacht an das Tor des Gewölbes, darin Ferdinand lag. Und Gabriels greise Stimme sagte: Herr, es ist Morgen geworden. Wachte nun Ferdinand schon, so kam seine Antwort sogleich frohlockend heraus zu dem Alten: Geh dann, und zieh! Und Gabriel ging und er zog. Kam aber zu des lauschenden Dieners kleinem Vogelhaupt kein Laut, als der der schlummernden Stille heraus, so war ihm aber nur ihm gestattet, einzugehen in das Gemach seines Gebieters, ihn hilflos, denn schlafend hingestreckt, zu finden in dem Gewölb, darin ein Ampellicht brannte, ewig genährt wie das Licht vor den Altären, das Ferdinand oft gesehen, aber nicht begriffen hatte, denn er war zu reich am Stolz des Goldes, um die Dem mit der silbernen Himmel auch nur ahnend zu spü-

Darum aber war immer das Licht in dem Schlummergewölb, weil es kein Fenster besaß, keine einzige Fuge, wie ein gut gezimmerter Sarg, Ferdinand wollte es nicht. Also trat Gabriel in das Licht der Ampel, in dem Odem des Schlafenden, den Dunst seines Leibes, und wiederholte mit geduldigster Stimme, die er jetzt nur ein wenig erhob gleich Schwingen des hüpfenden Finken, ehe er entfliegt: Herr, es ist Morgen geworden.

Und Ferdinand, nun erwachend und sich entsinnend, antwortete zitternd vor Begier auf den Augenblick, der seiner harrte: Gehe und zieh! Und Gabriel ging aus dem Gewölbe in das Zimmer des heutigen Fensters, zog eine leidene Schnur, und der grüne Vorhang, der seidige, rollte empor von der Schau dieses Tages in die Welt.

Dann kam Ferdinand und genoß die Schau, die jeden Morgen eine andere war, durch die wundervolle Mißgestalt seines Hauses jeden Tag eine andere Aussicht. Tag für Tag, Woche um Woche, berechnet für ein ganzes, vollkommenes Jahr.

Denn es gab Fenster von oben nach unten, und solche von unten nach oben, es gab Fenster des Sommers und Fenster der Stunden im Herbst, wenn alle Dinge unsichtbar erzittern am Nahen der Wintergewalt. Es gab Fenster der Landschaften, Fenster der Tiere, Fenster der Dinge, oder der Taten, je nachdem sie gerichtet waren in die Luft, die Gegend des Waldes, die Stadt, die Gärten, die Kammern naher und armer Hütten der Tagelöhner und die Menschen und Tiere und Wolken und Farben der Jahrzeiten leben dahin ganz offenbar im Verrat von den unzähligen Augen an Ferdinands künstlichem Haus. Oh, dies steinerne Wesen mit den neugierenden Augen, es war schier unbezahlbar gewesen, aber Ferdinand hatte es bezahlt und der Rest seiner Habe hatte daran nicht gelitten. Also lebte der Mann Ferdinand allein vom Tag auf den Tag um der immer neuen Aussicht willen. Und war sie auch nur auf das Dach eines Hauses, das rote, darauf Sonne ging nach dem Regen, oder ein Vogel sich niederließ, unbeirrt von den starrenden Augen des Mannes hoch droben im 176. Fenster im Monat August.

Und war sie auch nur auf den Wipfel eines Baumes, darin das Grüne vergilbte, oder aber in den dunklen Hof, darin erster Schnee den Leichnam eines Karrens bedeckte, den irgendwer dort zu Vergessenheit untergestellt. Nicht, daß Ferdinand von seiner wechselnden Schau irgendeines gelernt hätte, kindischer Genuß mag Speise sein, doch er ist keine Nahrung. Er erlernte nichts vom Anblick ferner Berge, die wie Gesang nahe kamen zum Fenster des 6. Aprils, nichts vom Tiefsinn des räudigen Hundes, der im Fenster des 12. Oktobers auf einem geborstenene Stein mit der geschwollenen Zunge seine Wunden wusch, nichts auch von jenem Manne, der in den Scheiben des zweiten Tages im sanften Mai im zerbrochenen Fenster seiner eigenen Wohnung schreiend die knochigen Hände rang, umgeben von einer Schar weinender Kinder und dem Geruch eines jungen Frauenleibes, der mit dem neugeborenen Kinde im Arm in die Verwesung glitt wie ein Schiff.

Ferdinand sah dies und noch vieles, es kam in seine gierigen Augen, es fiel wie Tau- oder Tränenwasser auf sein Herz. Er hätte das Rieseln hören können, vielleicht hörte er es auch und das Geräusch ergötzte ihn gar, das Geräusch fallender Wasser, doch es fiel nicht auf die Krume saugender Erde, sondern auf eine Wandung aus Stein.

Gabriel aber stand hinter dem begierigen Seher, er sah, was Ferdinand sah, das Geschaute fiel durch seine Augen mit dem Geräusch fallender Tropfen auf

ders heimgesuchter Völker spiegeln deutlich den Willen einer Volksgemeinschaft wider, sich von diesem Vampyr zu befreien. So ist es kaum anderthalb Jahrhunderte her, seit Opiumrauchen in China mit Pranger, Deportation, Stockschlägen, Abschneiden der Oberlippe, ja selbst mit dem Tod durch Erdrosseln bestraft wurde.[5] Auch der Anbau des Opiums wurde verboten. Nicht minder energisch, wenn auch in anderer Weise, wurde gegen den Opiumschmuggel vorgegangen.[6]

Zehntausende von beschlagnahmten, der Englisch-Ostindischen Kompagnie gehörende Opiumkisten wurden von den chinesischen Behörden ins Meer versenkt und 1839 sogar der gesamte Handel mit England verboten. Diese nur zu begreifliche Abwehrmaßnahme gegen ein volksverderbendes Uebel, das in China erst durch den Kontakt mit dem Westen im 16. Jahrhundert Eingang gefunden hatte,[7] verwickelte es jedoch in die Opiumkriege. Der erste endete im Jahre 1843 mit der Wegnahme Hongkongs durch die Engländer. Noch schlimmer als der Gebietsverlust war aber, daß der erste, wie der zweite im Jahre 1860 endgültig beendete Opiumkrieg das chinesische Volk der Vergiftung durch die englische Opiumeinfuhr in unbeschränkter Quantität preisgab. Ja, die durch jene schimpflichen Kriege erzwungene Opiumeinfuhr in China wurde nunmehr, statt wie zuvor durch eine Privatgesellschaft — die genannte Englisch-Ostindische Kompagnie — durch die englische Regierung selbst getätigt. Erst am 30. Mai 1906 war die auch in England erwachende Opposition gegen diese Zustände stark genug geworden, um einem Antrag von Taylor-Rutherford auf Abschaffung dieses schmählichen Opiumhandels zur Annahme zu verhelfen.[8] Vergl. Thoms l. c.) Das hindert freilich nicht, daß die unter europäischem und neuerdings auch unter japanischem Hoheitsgebiet befindlichen chinesischen Territorien und die benachbarten europäischen Kolonien, sowie der neugegründete Mandschukostaat und die Mandschurei überhaupt, in denen das Opiumrauchen behördlich gestattet ist, wahre Einfallstore für die giftigen Drogen bilden und zwar nicht nur für das Opium, — den Saft der Mohnkapseln, sondern für das hieraus rein dargestellte giftige Hauptprodukt, das Morphin und seine Ester, vor allem Heroin und Betäubungsmittel anderer Herkunft.

Allein die holländische Firma Naarden hatte in nur 15 Monaten 2316 Kg. Heroin, 760 Kg. Morphin und 40 Kg. Kokain eingeführt, und nach der vom Völkerbund veröffentlichten Statistik betrug in dem einen Jahre 1928 die Drogeneinfuhr nach China 1742 Kg. Heroin, 230 Kg. Morphin und 160 Kg. Kokain: Mengen, die z. B. für Heroin nicht nur den chinesischen medizinischen Bedarf, sondern selbst den von Russel Pascha zu 1700 Kg. jährlich angenommenen Weltbedarf überstiegen.

Daß auch die Schweiz ein Eldorado für die Drogenganunerschaft bildete, haben eine Reihe von Rauschgiftprozessen der letzten Jahre erwiesen. Die Schweiz verdankte diesen zweifelhaften Ruhm ihrer günstigen geographischen Lage und einer allzu weitmaschigen Gesetzgebung, die den Umgehungs- und Durchschlüpfmanövern der den Schleichhandel versorgenden Fabrikanten und Schmuggler nicht gewachsen war. So wurde der ganze Osten mit unkontrollierbaren Quantitäten von nicht unter den Buchstaben des Gesetzes fallenden, aber dem Heroin, sowie dem Kokain chemisch außerordentlich nahestehenden und physiologisch analog wirkenden Produkten überschwemmt! Ja, nach der „Neuen Zürcherzeitung" vom 7. Juli 1930 ging der Zynismus eines vor Gericht gestellten Zürcher Kaufmanns, der sich im Besitz einer offiziellen Erlaubnis für den Alkaloidhandel befand, sogar so weit sich zu rühmen, daß er im Zeitraum von 2 Jahren 2556,5 Kg. Betäubungsmittel nach allen Weltteilen gesandt habe, eine Menge, die genügt hätte, um den medizinischen Weltbedarf an diesen Stoffen für mindestens 50 Jahre zu decken!

Glücklicherweise haben die Behörden und weite Kreise der Bevölkerung den Kampf gegen die Betäubungsmittelgefahr auch in unserem Lande aufgenommen. Die aus den Vertretern von Behörden, Aerzten, Juristen etc. und den Delegierten aller in Betracht kommenden Verbände gebildete Spitzenorganisation in der Schweiz ist das Schweizerische Nationalkomitee zur Bekämpfung der Betäubungsmittel mit Sitz in Lausanne, Grand Pon 2, das gerne jede weitere Auskunft erteilt.

[5]) Thoms, Betäubungsmittel und Rauschgifte, Verlag Urban und Schwarzenberg, Berlin und Wien (1929).

[6]) Derselbe, ebenda.

[7]) Bericht von Schih-Chi-Hu an der Opiumferenz der internat. Frauenliga (April 1930).

[8]) Nichts destoweniger blieb das Opiummonopol der englischen Regierung im ganzen britischen asiatischen Kolonialgebiet bestehen; denn der staatliche Gifthandel bedeutet eine wichtige Einnahmequelle und einen wesentlichen Teil des ganzen kolonialen Ausbeutungssystems.

Nicht weniger einträglich als im englischen Kolonialgebiet hat sich das direkte staatliche Opiummonopol in Indochina ausgewirkt, wo es die Franzosen 1904 einführten. 1922 betrug diese Einnahmequelle, die einen wesentlichen Teil der Gesamteinnahmen der Kolonie darstellt, 159,000,000; 1926: 225,000,000 französische Franken. Während der ersten Hälfe des Jahres 1928 warf das Opiummonopol 5,985,158 Piaster, und im gleichen Zeitraum des Jahres 1929 6,046,961 Piaster ab. Diese Zahlen, wie auch diejenigen der Opiumraucher weisen eine beträchtliche Zunahme auf. Ja, es ist sogar im Bulletin des Missions vom Mai 1929 auf ein Zirkular hingewiesen worden, in dem eine hohe Persönlichkeit ihre Untergebenen dahin instruierte, die Zahl der Regierungsverkaufsstellen für Opium und Alkohol zu vermehren und ihre Aufmerksamkeit den Dörfern zuzuwenden, die völlig alkohol- und opiumfrei seien! — (Bericht von C. Drevet an der Opiumkonferenz der internat. Frauenliga für Friede und Freiheit in Genf, April 1930.) Für den armen ostasiatischen Kuli bedeutet dies zwar physischen und moralischen Verfall, wirtschaftlichen Ruin, Zerstörung des Familienglücks und vorzeitigen Tod. — Aber die Einkünfte des Staates auf dieser Grundlage haben sich verbessert. — Dabei müssen wir uns immer wieder vergegenwärtigen, daß es unter den über Kolonialbesitz verfügenden Staaten nicht nur dieses oder jenes räudige Schaf gibt. Ihre Einstellung den Eingeborenen gegenüber ist so ziemlich überall dieselbe. Es kommt — oder hoffen wir, daß wir bald einmal sagen dürfen, es kam — lediglich darauf an, daß die Kolonie auf irgend eine Weise Revenuen abwirft und diese Revenuen scheinen beim Opiummonopol, — dessen sich wie gesagt alle Kolonialmächte bedienen, — besonders einträglich zu sein.

Arbeit statt Almosen.

Bereits seit Jahresfrist üben die Landeskirchlichen Arbeitskolonien Zürich ihre segensreiche Tätigkeit aus. Bei diesem Anlaß wurde von den Gründern und gegenwärtigen Leitern des Werkes ein orientierender Bericht erstattet, der vornehmlich auch der

Werbung für das Werk

dient und deshalb an die breitere Oeffentlichkeit gelangen sollte. Wir entnehmen den, im Januarheft der Schweizer. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit vollumfänglich erscheinenden Ausführungen zusammengefaßt folgendes:

Die landeskirchlichen Arbeitskolonien nehmen sich namentlich derjenigen

arbeitslosen, alleinstehenden Männer

an, die aus irgendwelchen formellen oder materiellen Gründen nicht in den Genuß der Leistungen der Arbeitslosenversicherung, Krisenhilfe oder andere mit einer längern Niederlassung verbundenen öffentlichen Hilfe treten können. Der Grundgedanke der Einrichtung der landeskirchlichen Arbeitskolonien ist der, daß alle die erheblichen Mittel, die vom gebefreudigen Publikum regellos, in Form zahlreicher Spenden an der Haustüre verabfolgt werden, in einen gemeinsamen Strom zusammengefaßt und zum wirklichen Wohl des Hilfsbedürftigen, nämlich zur

Arbeitsbeschaffung,

angewandt würden. Dies geschieht dadurch, daß die bei der Geschäftsstelle Vorsprechenden, oder von den privaten Gebern mittelst Zuweisungskarten an sie gewiesenen Arbeitsuchenden, nach Möglichkeit bei Bauern, die sich selbst keine bezahlten Hilfskräfte leisten könnten, untergebracht werden. Der Arbeitgeber kommt in der Regel für Kost und Unterkunft auf, während die Arbeitskolonien den Barlohn von 2 Franken pro Arbeitstag bestreiten. Oft gelingt es dann nach einer gewissen Zeit, diejenigen, die sich gut halten, bei Selbstzahlern unterzubringen.

Als die Zahl der Arbeitsuchenden immer mehr anstieg, stellte die Schweizerische Vereinigung für

Innenkolonisation

im Gebiet von Einsiedeln Arbeit für 30 bis 50 Mann bereit und kamen als Auftraggeber für Nahrung und Unterkunft auf, während die Arbeitskolonien wiederum den Barlohn zahlten. Nachdem auf den beginnenden Winter die Arbeitsplätze bei den Bauern um die Hälfte gesunken waren und die Arbeit in Einsiedeln eingestellt werden mußte, anderseits die Zahl der Vorsprechenden ständig wuchs, wurde durch die Eröffnung eines für ca. 40 Männer Platz bietenden Werkheimes, in dem

Matratzen, Spielwaren,

Gebrauchsgegenstände usw. repariert werden, eine weitere Arbeitsmöglichkeit geschaffen. Daneben nahm man wieder in Verbindung mit der Schweizer. Vereinigung für Innenkolonisation in Schwamendingen-Zürich eine große Meliorationsarbeit, bei der ebenfalls etwa 50 Männer beschäftigt werden können, in Angriff. Die nachfolgenden Zahlen orientieren über die von der Hilfsstelle umgesetzten Werte: In den Monaten Januar bis Dezember 1933 wurden im ganzen

26,000 Fr. an Arbeitslöhnen

— die Leistungen privater Arbeitgeber nicht inbegriffen — ausbezahlt. Für Fahrkosten zur Arbeit usw. wurden 800 Fr. ausgelegt, währenddem die gesamten Verwaltungskosten lediglich wenig über 2000 Franken ausmachten. Mit Ausnahme von ca. 3700 Franken, die von der zürcherischen Volkswirtschaftsdirektion gewährt wurden, sind 30,000 Fr. allein von landeskirchlichen und privaten Kreisen aufgebracht worden. Durch die Hilfe der landeskirchlichen Arbeitskolonien haben

500 Männer Arbeit

und viele unter ihnen erst wieder den Weg zu einem lebenswerten Leben gefunden. Es ist gar nicht abzusehen, von welchen Scharen von Bittstellern heute die Pfarrämter und Privaten aufgesucht würden, wenn die Arbeit der landeskirchlichen Arbeitskolonien nicht bestände. Soll jedoch die Fortdauer des Werkes gesichert sein, so müssen neue Mittel beschafft werden. (Postscheckkonto der landeskirchlichen Arbeitskolonien Zürich: VIII/22.425.) Einmalige Beiträge sowie Jahresbeiträge sind willkommen! Dafür werden sogen. Zuweisungskarten in beliebiger Anzahl, die jedem an der Haustüre Vorsprechenden statt des Almosens verabreicht werden können und ihn an die Arbeitskolonien verweisen, ausgestellt.

M. S. G.

Individuum oder Wirkende Kraft.

II.

Folgen.

Wenn man heute so viel von der Isolierung des Individuums spricht, so bedeutet dies, daß man daran ist, es einzureihen; daß man eine Reihe von biologischen, psychologischen und soziologischen Vorgängen feststellt. Hinterher ist es nicht länger zulässig, das Individuum aus dem Zusammenhang herauszulösen. Darum sieht es aus, als habe das Individuum seine Rolle ausgespielt. Es ist aber in Wirklichkeit nur in eine erweiterte Form übergegangen, gemäß dem neuen, größern Umkreis unseres Denkens. Die Geschichte des Menschen beginnt für uns mit der Geschichte des Mutterleibes, nicht mehr mit dem ersten Schrei, diesenige der Welt nicht mehr mit den ersten Waffen und Inschriftenfunden, sondern mit den geologischen Erdzeitaltern. Man sieht ein, wie kurzsichtig es ist, wenn die Tagesereignisse dafür verantwortlich gemacht werden, daß der Einzelmensch verschwindet; wenn man beklagt, daß er nicht mehr zum Handeln komme. Nicht erst heute ist der Mensch aus dem Stadium der handelnden Person in dasjenige der wirkenden Kraft übergetreten.

Für unsere Augen geschehen solche Transpositionen allmählich und wir nennen sie Wandlungen und wenn man einwenden will, daß der einzelne Handelnde einen Namen hat und dieser in der wirkenden Kraft nicht mehr hörbar sei, so ist das ein veraltetes Argument aus der Gefühlswelt, ein Ableger des Selbstgefühls, das durch zu viel Verherrlichung zu hoch potenziert war. Schon längst arbeitet die Wissenschaft namenlos und gerade von dorther kommt die lebendigste Erweiterung unseres Weltbildes. Damit, daß der Mensch namenlos, anonym wird, hören sehr viele seiner Leiden auf. Genauer gesagt: damit hört er auf, die Leiden auf sich selbst zu beziehen. Leiden, die man nicht auf sich selbst bezieht, sind gar keine persönlichen Leiden, sondern Phasen der Wirkung. Wirkung, die sich durchsetzt oder nicht durchsetzt. Aber kein Grund mehr für Trauer oder Klage des Einzelnen. Der Einzelne wird eine wirkende Kraft (wobei ich mir bewußt bin, hier noch mit einem veralteten, gefühlsbetonten Ausdruck zu operieren, weil die Sprache immer den Ereignissen nachhinkt — hinter dem eine Summe wissenschaftlich bereits festgelegter und anderer noch festzulegender Vorgänge sich versteckt —) heißt also nicht, daß er sich aufgibt, sondern, daß er sich vervielfältigt, sich noch intensiver ausgibt, dafür aber sich besser beherrscht.

Ausblick.

Da die Bewußtwerdung des Individuums sich als „ein Weg hinaus" entpuppt hat (es gibt aber keinen Weg hinaus, sondern nur einen Weg hinein), muß allerlei rückgängig gemacht werden. Am Ichbewußtsein müssen Korrekturen angebracht werden mit der Absicht, den „Weg hinein" wieder zu finden. Unsere Zeit stellt somit dar: eine vielseitige Erprobung unserer Assoziationstüchtigkeit. Die Assoziationsversuche nehmen zunächst am häufigsten folgende Form an: das Individuum ist nicht imstande, das volle Individualbewußtsein zu tragen. Es sucht Gott, ein Haupt, einen Führer, der eben diesen allzu belastenden Verantwortungsteil übernehme. Das Individuum wird durch diese Reduktion gefügig, weil es seine Machtgelüste aufgibt. Die Zentralfigur stellt nun die Zusammenfassung all dieser Wünsche dar.

Aber dies ist ein Uebergangszustand. Inbezug auf fernere Zukunft ist es nötig, eine andere Art von Einreihung ins Auge zu fassen. Im Wesentlichen muß sich folgendes vollziehen: das Individuum löst seiner selbst im ganzen Umfang bewußt geworden, ist imstande, die ganze Verantwortung zu tragen, die sich aus diesen Erkenntnissen gewinnen läßt. Es geht weiter. Wächst mit seinem Bewußtsein in seinen Nächsten und seines Nächsten Nächsten hinein und wird gestählt, auch dessen Not und Verantwortung mitzutragen. Vielleicht ist die Voraussetzung zu dieser Bewußtseinserweiterung eine vollständig neue Denkform. Etwa in dieser Art: nicht mehr von einem Punkt aus in eine Richtung denken, sondern gleichzeitig mehrseitige Bindungen überspannen. Es muß gewissermaßen ein Simultan- und Pluralitätsdenken sich einstellen. Wahrscheinlich wird diese Art zu denken selbst wieder bedingt sein durch die Befähigung zu Simultansinneseindrücken, die wir in uns ausbilden werden (so wie man sich dazu erziehen kann, erst eine Melodie, dann einen Akkord zu hören).

Von hier aus wird das Denken regeneriert werden. Solange nämlich bis es dem Menschen geläufig geworden ist, sich selbst nicht als Einzel-, sondern als Simultanerscheinung zu begreifen. Schritt für Schritt schreitet er vom nackten Individualbewußtsein zum vielfältigen Bewußtsein vor. Er läuft die Nöte aus seiner Umgebung eine um die andere durch und beteiligt sich an immer mehr Individualleben. Bis deren Zahl dermaßen anschwillt, daß er selbst gewissermaßen ein Stück Welt darstellt vor dem Forum seines Bewußtseins. Dann steht ihm der Weg offen: von der eigenen Vielfältigkeit aus die Weltvielfältigkeit zu durchdringen.

Georgette Klein.

Eine Erinnerung.

Anna v. Gierke, die Gründerin und über Jahrzehnte hin auch Leiterin des Jugendheim Charlottenburg-Berlin, begeht am 14. März ihren 60. Geburtstag. Die Umwandlungen in Deutschland haben ihr die Arbeit aus der Hand genommen, ihr Lebenswerk — das Jugendheim besteht aus mehreren Häusern, die Krippe, Hort, Kindergarten-Seminar, Schülerspeisung u. a. m. beherbergen — ist an andere Führung übergegangen. Ihre Freunde aber möchten ihrer gedenken. Einer längeren uns zugesandten Zuschrift einer ihrer ehemaligen Schülerinnen entnehmen wir eine Episode, die wohl charakteristisch sein mag für das Wesen dieser Frau, deren werbende Kraft so viele Frauen und Mädchen für die Arbeit an Kindern und Fürsorgebedürftigen gewonnen hat. Man schreibt uns:

„Als ganz junges Mädchen sah ich Anna von Gierke zum ersten Mal. Es war in der stürmischen Zeit vor den Wahlen zum ersten deutschen Reichstag. Wir jungen Dinger waren, wie jedermann in Deutschland, leidenschaftlich für Politik begeistert. Ehrensache, daß man in jede Wahlversammlung lief, für einzelne Redner schwärmte, andere haßte, haßte, wie man nur mit der Unerfahrenheit der Jugend hassen kann. Die Redner schürten diesen Haß und diese Begeisterung auch bewußt. Politik war Trumpf!

Da sprach Anna von Gierke in der Wahlversammlung eines östlichen Vorortes Berlins als Kandidatin der deutschnationalen Partei. Oestlicher Vorort Berlins, man muß das kennen, um die Atmosphäre beurteilen zu können! Alle Leidenschaften aufgewühlt, das Wort deutschnational das schlimmste Schimpfwort für die radikale Arbeiterbevölkerung! Eine Frau mit feinen geistreichen Zügen stand auf dem Podium, fast salopp angezogen, ich weiß noch wie ich vor der tuschelnden, zischelnden Menge, ganz schlicht, festgebannt auf die Strümpfe starrte, die sich unordentlich ringelten, und wie ich hinter mir jemand sagen hörte: „Das ist auch so ein Blaustrumpf, die weiß nie was sie anzieht, und wenn ihre Helferinnen nicht auf sie aufpassen würden, liefe sie noch viel schlimmer herum." Ich war damals eifriger Feind der Frauenbewegung, welches Mädel wäre das nicht zwischen 16 und 17 Jahren? In diese Versammlung war ich gegangen mit dem vorgefaßten Urteil: „Die Frau wird sich mal wieder lächerlich machen. Wir werden sie gehörig aussischen." Die sich ringelnden Strümpfe und das Gezischte hinter mir bestärkte diese Meinung.

Aber nur für ein paar Minuten! dann war man gefangen von dieser Gestalt da vorn, von diesem, in Begeisterung und innerer Sammlung leuchtenden Gesicht, von diesem zarten und strahlenden Lächeln, von dem ganzen Charme, der von der schlichten Gestalt ausging. Ein paar Minuten und vergessen war

---

saugende Krume, das ist: schwermütig und weh, und Gabriel alterte sehr. Ferdinand aber alterte nicht. Und wie der Stein das Wasser, das ihn benetzte, bald vergißt, so vergaß Ferdinand in der Neige des Februars angekommen, was er in demselben Fenster vor einem Jahre gesehen, es war ihm neu als er wieder nach 365 Tagen im Rahmen desselben Fensters lehnte, nachdem der seidene Vorhang von Gabriel langsam in die Höhe gerollt worden war.

Ferdinand blinzte begierig, Gabriels Haar bleichte so rasch und Vorhang um Vorhang schwebte hinan oder hinab. Und es verging wieder ein Jahr und abermals glitten 365 Bilder durch 365 geschliffene Gläser herein. Und Ferdinand war das alles immer noch nicht müde geworden, er, den doch sonst alles müder denn müde gemacht. Die Ampel brannte, Gabriels Schritte nahten im Gang, es klopfte die Demut: Herr, es ist Morgen geworden. Ja, Gabriel, geh denn und zieh!

Und dies wieder und wieder und abermals und dies auch gestern. Und heute nur das Kommen von Schritten, so langsam, so zagend, und dann ein sinnendes, suchendes Stillstehn vor der Türe in dem spiegelgepanzerten Gang. Und kein Pochen. Nur ein gehorsames Lauschen des alten Dienerohres am gemaserten Holz. Und Atmen tiefen Schlummers als Antwort.

Also ging Gabriel ein in das Gewölb seines Herrn und Ferdinand schlief vor dem Diener wie oft. Und im Licht der Ampel sah Gabriel auf seinen Gebieter. Schauen allein altert nicht. Er ist wohl alt, Ferdinand, er hat graues Haar. Gabriel hat schlohweißes und die rosige Haut eines Kindes, schädels leuchtet durch das arme weiße Gewölk.

Also schlief Ferdinand noch und Gabriel stand an seinem Bette, die ewige Ampel schien und der Diener flüsterte bang: Herr, der Morgen ist da. Und Ferdinand, langsam, erwachend und beglückt, wie Morgen um Morgen: Ja, Gabriel, geh denn und zieh.

Aber Gabriel blieb.

Und Ferdinand, sich aufrichtend und stützend auf beide Arme in den linnenen Aermeln seines kostbaren Hemdes: Ist denn der Morgen nicht da?

Und Gabriel, zitternd: Ja, Herr, der Morgen ist da, aber wir haben kein Fenster nicht, denn dies Jahr hat um einen Tag mehr.

Und Gabriel, liebreich, wie um Vergebung für alle Welt flehend, schaute Ferdinand sanft in das entstellte Gesicht. Und er sagte: Herr, wir werden morgen wiederum gehen, und wir werden ziehen und schauen, denn der Tag ohne Fenster geht auch vorbei, und alles ist dann wie vorher. Und in sich gedachte er seines armen Todes, seines Sarges, des Hauses ohne ein Fenster, ehe dies Haus selbst am jüngsten Tage zerspringt. Aber was er da dachte, galt nur ihm, Gabriel, nie hätte er es auf Ferdinand gewendet, für die Reichen der Welt hat wohl anderes Geltung. Und Gabriel schwieg.

Und Ferdinand schrie auf wie ein Tier. Und sagte: Oeffne irgendein Fenster, irgendwo, irgendwohin Und er rechnete und besann sich, daß es nun immer eines zu wenig sein werde, wie es auch Gabriel mache, und er schlug sich mit der Faust ins Gesicht. Denn er, der alles an dem Kunstwerk seines Hauses bedacht hatte, dies hatte er nicht bedacht, und nun höhnte es all sein Untersangen. Ferdinand jammerte laut.

Und sein Jammer war so entsetzlich im Gewölb mit dem ewigen Licht, daß der Diener Gabriel in sich erbat, gläserne Scheibe zu werden für diesen einen Tag, gläsernes Fenster mitten durch diese Kammer mit der scheinenden Ampel, einerlei wohin, worauf, wo hinaus, nur Fenster aus Glas, mochte es Ferdinand dann auch zertrümmern zu Scherben denn entsetzlich war das große Jammergeschrei. Doch Gabriel ward nicht erhört, und das Jammern verstummte.

Und Ferdinand befahl kalt wie aus Eis: Geh denn und zieh.

Gabriel gehorchte, von Kammer zu Kammer, von Fenster zu Fenster, und Vorhang um Vorhang rollte empor, ein kleines, grünes Gewölk, eine Matte aus Gras, und alle Dinge, Taten und Landschaften der Welt, sonst krümmenweise genossen in der Folge des Jahres, traten auf einmal durch die Zahl aller Fenster in Ferdinands Haus in der traurigen Dämmerung des Februarmorgens, und sie füllten es ganz, aus vielen Krumen ein schwarzes, bitteres Brot.

Ferdinand aber schlich von Kammer zu Kammer, von Fenster zu Fenster, blickte hinaus in die Dämmerung der Dinge, die Dämmerung der Werke und die Dämmerung der Landschaft, und ihre Stunde begann untrüglich zu weinen wie ein verlassenes Kind.

Denn jedes der Fenster, ob es auch glatt und spiegelnd war und ohne jeglichen Sprung (denn Gabriel hütete sie wie seine Augen), was für ihn in Scherben gegangen in der grauen Frühe dieses Schaltages, daran er niemals gedacht.

Und da Gabriel zum 365. Male die seidene Schnur gezogen hatte, ein Vorhang emporgerollt war, ein Ding in der Ferne oder der Nähe seine Armut und Nacktheit den Augen Ferdinands preisgegeben, fand, folgte nichts mehr.

Gabriel stand mit gefalteten Händen in einem Winkel der letzten Kammer, und Ferdinand ging an ihm vorüber, starr und steif, trocknende Tränen an Wimpern, Wangen und Lippen, und stieg schweigend aus seinem Haus. Gabriel aber ging den ganzen getanen Weg zurück, demütig und ergeben, und Vorhang um Vorhang fiel, als seien hundert mal drei und fünfundsechzig Bühnenspiele zu Ende, nutzlos zu Ende, denn keiner klatschte Beifall dazu.

Danach ging Gabriel in das Gemach seines Herrn, setzte sich dort an das verlassene Lager, wartend, nicht hütend, die Ampel erlosch, was er dachte, wußte er selber nicht mehr.

Dies ist Ferdinands Weg. Erst durch die Stadt. Den reichen Mann kennen alle. Alle grüßen ihn, Ferdinand grüßt nicht zurück. Er sah nur die Häusermauern empor wie ein Knabe, dem sein Vogel entflog, und den er nun in den Bauern neidischer anderer vermutet.

Es war das erste mal, daß er die Fenster der anderen sah, wie er sie sah, die der Reichen und die der Armen, klare, trübe, große und mit Papier geflickte in zerquollenen Rahmen, er sah und zählte dazu, er verzählte sich bauernd, sein fehlendes Fenster war nicht dabei. Er schritt aus der Stadt.

Er kam an auf den Hügel. Vor ihm lag die Kirche St. Rochus am Wald, zage Sonne durch großes Gewölk malte ihre Fenster zu flimmerndem Gold, acht große Fenster, vier kleine, im Turm noch ein rundes, sein fehlendes war nicht dabei, das Gold erlosch, Sonne versank im Gewölk, Ferdinand stieg von dem Hügel.

Er trat in ein Dorf, viele Stunden fern seiner Stadt. Auf schmutziger Herbergsschwelle saß in Winterlumpen ein Kind. Es spielte mit einem Scherben, einem Stück einer Scheibe. Es besah sich selbst, dann die Schwelle, darauf es saß, dann den nahen Nußbaum mit dem schreienden Raben darauf, den

alle Politik, aller Haß, alle Leidenschaft. Eine Frau erzählte von ihrer Arbeit, von den Kindern, die von verwahrlosten und überarbeiteten Müttern zu ihr gebracht wurden, von den Vätern, die vor ihre Sorgen ausschütten, von den Jugendlichen, die einen Halt suchen, von den Armen, die hungernd und frierend täglich in die warmen und gastlichen Räume ihrer Anstalt kommen, und immer wieder von den Kindern, denen ihre ganze Liebe, die aufopfernde Arbeit ihres Lebens gilt. Hier und da nickten die Frauen, die zu Anna von Gierkes Füßen saßen, hier und da brummten die Männer leise Zustimmung, hier und da wurde laut eine Frage der Vortragenden zugerufen. Und sie ging sofort auf alles ein, sie wandte sich ganz persönlich an die Fragenden, rief diese u. jene nickende od. kopfschüttelnde Frau auf; es war keine politische Versammlung mehr, es war eine lebendige, von edelstem, menschlichstem Gefühl getragene Unterhaltung zwischen Männern und Frauen, die nur eines erlebnen: Liebe, Verstehen, Mitleid der Menschen untereinander.

Und ich unerfahrenes Ding saß dazwischen, glühend vor Begeisterung. „Das, was Frl. von Gierke macht, möchte ich auch einmal machen, in einem Jugendheim arbeiten wie sie, das soll später mein Beruf sein!" So dachte ich. Kurze Jahre darauf stand ich wieder vor ihr, diesmal in ihrem behaglichen, mit schönen alten Mahagonimöbeln geschmückten Wohnzimmer in dem Charlottenburger Jugendheim, das seit dem Tage der Wahlversammlung meine einzige Sehnsucht gewesen war. Und wieder bezauberte sie mit ihrem herzlichen und strahlenden Wesen. Wie sie es verstand, auf die romantischen, noch ganz unklaren Wünsche und Gedanken des jungen Mädchens einzugehen, wie sie großzügig und rasch entschlossen die völlig Unbekannte als Helferin in ihrem Jugendheim einstellte, nur ihrem Impuls folgend: da ist ein Mensch, der vielleicht für unsere Arbeit taugt, nach der er sich so sehr sehnt. So trat ich — gänzlich ungeschult für die sozialpädagogische Arbeit — aber von dem glühenden Wunsch beseelt, Frl. von Gierke nachzueifern, als Praktikantin in das Jugendheim ein, und all die Jahre bis zum heutigen Tag hat die Begeisterung für Anna von Gierke und ihr Werk nicht nachgelassen.

Warum ich dies ganz persönliche Erleben erzähle? Weil es typisch ist für Anna von Gierkes Art. Seelenfängerin ist sie gewesen die vielen Jahre ihrer Wirksamkeit hindurch, immer auf der Lauer, für die Arbeit, der sie sich ganz hingegeben hatte, Mitarbeiterinnen zu finden, die ihr Werk weiterführen und ausbauen könnten. Heute, da sie 60 Jahre alt ist, blicken tausende von begeisterten Frauen, deren Leben durch die Arbeit, die Anna von Gierke ihnen wies, **Inhalt und Richtung erhielt, auf sie und ihr Werk."**

Auch in Frankreich

hat sich eine Gruppe von Frauen gebildet, welche in den Kreisen der Frauen für die

Erhaltung der demokratischen Staatsform

arbeiten will. Als „Action Démocratique et Laïque des femmes" hat sie sich zum Ziele gesetzt, wie wir „La Française" entnehmen: „Die Frauen über ihre bürgerlichen Rechte und Pflichten zu belehren, die eine Demokratie, begründet auf der Deklaration der Menschenrechte, verleiht; sie aufzurufen zur notwendigen Erneuerung der Moral im öffentlichen Leben." Eine Reihe von Programmpunkten erläutern diese Aufgaben im Einzelnen.

Noch einmal Volksbank.

Die Schweizerische Volksbank führt im Verlauf der zwei Wochen zwischen dem 5. und 17. März in allen 28 Kreisen, aus denen sich die Genossenschaft aufbaut, die Kreisversammlungen durch. Die Generaldirektion wird den versammelten Genossenschaftern über die allgemeine Lage des Instituts Bericht erstatten. Für jeden Kreis ist die Neuernennung der Mitglieder der Kontrollstelle fällig. Eine Hauptaufgabe der 28 Versammlungen besteht in der Neuwahl aller Delegierten. Für die größeren Kreise ergeben sich folgende Delegiertenzahlen: Zürich 18, Bern 16, Basel 7, Winterthur und Solothurn je 5, Genf 4, Freiburg und Biel je 3 usw. Ersatzdelegierte sind im ganzen 32 zu wählen.

Hoffen wir, daß auch eine größere Anzahl von Frauen, die ja bekanntlich einen beträchtlichen Teil der Stammanteile besitzen, gewählt werden. —

*

Aus Bern vernehmen wir soeben, daß in der dortigen Versammlung der Volksbank Bern unter den 17 Delegierten zwei Frauen, nämlich E. Rothen-Liechti und A. Schneider-Medina gewählt wurden. Unter den drei Ersatzdelegierten ist Frau A. Hänni, Fürsprech.

Häusliche Blumenpflege im Frühling.

Von Emmy Leber-Wild, Zürichberg.

Die Amsel singt tirili-tirila — der Frühling kommt — er ist bald da! — Ja er ist bald da! Wir spüren es an der Luft, an der wärmern Sonne, am eigenen Erwachen zu neuen Taten! — Auch unsere Zimmerpflanzen zeigen es an. Sie strecken und dehnen sich und haben immer gleich wieder trocken. Wir gießen und spritzen sie häufiger **und müssen ihnen mehr und mehr die Sonne abhalten,** sie schattieren und betauen! —

Im Stillen denken wir an die angenehme Zeit des Sommers, wo wir die meisten unserer Pfleglinge im Freien halten können. Fast alle der haltbarern Zimmerpflanzen sind zeitweise sehr dankbar für solche Ferien draußen, sei es auf windgeschütztem Balkon oder in einer halbschattigen Gartenecke, die Töpfe in Erde oder Kies eingelenkt! Es sind dabei die Zimmerlinden, Gummibäume, Philodendron, die Kakteen und Echeverien, die Billbergien und Sansevieria Callas, Amaryllis, Clivien, Aralien, Blattbegonien und wie sie alle heißen! —

Abgeblühte Azaleen, Camelien, Hortensien und Cyclamen kultivieren wir mit Vorteil auch im Freien weiter und bringen diese bei guter Pflege im kommenden Winter wieder zur Blüte. Diese Pflanzen darf man aber nach dem Verblühen nicht vertrocknen lassen, sonst sind sie verloren. — Abgeblühte getriebene Blumenzwiebeln wie Crocus, Narzissen, Hyacinthen und Tulpen lohnen eine Weiterkultur nicht, da sie ganz ausgefogen sind und keine Lebenskraft mehr besitzen.

Wir sollen unsern Pflanzen im Hause zum Gedeihen möglichst günstige Bedingungen geben, also Luft, Sonne, Schatten und Feuchtigkeit. Wir wählen dazu möglichst widerstandsfähige Sorten. Dazu gehören Pflanzen mit natürlichen Schutzvorrichtungen gegen Verdünstung, wie lederige Blätter, Behaarung und Fettleibigkeit; dann starke Sonne und tiefen Schatten ertragende Pflanzen.

Das Wachsen und Gedeihen einer Pflanze ist umso besser, je günstiger die Bedingungen sind. Ungesundes und Unschönes an unseren Pfleglingen zeigt uns, daß ein Fehler begangen wurde. Wir suchen also zuerst den Grund und beheben ihn, bevor wir eine Menge Dünge- und Spritzmittel fließen lassen. — Wir fragen uns: „Was ist schuld am Nichtgedeihen? Hat meine Pflanze zu viel Sonne, zu viel Schatten, friert sie oder hat sie zu heiß. — hat sie zu trocken oder zu naß?" — Ja, zu naß — denn die Mehrzahl der Pflanzenfreunde gießen gar zu gerne! Sie geben regelmäßig alle Tage Wasser, sodaß ihre Pflanzen einfach nie abtrocknen können.

Bei solch' anhaltender Feuchtigkeit entstehen gerne Wachstumsstörungen; die Wurzeln kranken und faulen durch Kälte und zu wenig Luftzutritt. — Andere etwas Zaghaftere geben wieder eher zu wenig Wasser! Alle Tage wenig aber nie genug, es geht nie durch und durch. Die Pflanzen sind trotz dem Gießen ballentrocken. Das Wasser läuft zwischen Erde und Topf ab, und wird womöglich noch aus dem Untersatz weggegossen! — Diese beiden Gießmetboden sind also nicht richtig. Wir gießen weniger oft; dann aber langsam, ein-, zwei-, dreimal durch und durch, dann hält es länger an und wir geben erst wieder Wasser, wenn die Erdoberfläche hell geworden ist. Das Wasserbedürfnis hängt natürlich auch sehr von der Pflanzenart ab. Eine Wasserpflanze braucht mehr als eine Fettpflanze. Auch Temperaturschwankungen im Raume bedingen sehr die Gabe! Einfach auf beobachten ist das Beste und der Erfolg zeigt sich bald! Das Wasserbad könnte somit ganz wegfallen und sollte nur in Notfällen angewendet werden. —

Für ein fleißiges Betauen und Uebersprisen mit der Brause in der warmen Mittagszeit sind die meisten Blattpflanzen und auch Kakteen überaus dankbar. Dadurch werden alle Blätter frisch und staubfrei und die Pflanzen können besser atmen. Es gibt im Begießen nur wenige zu Fäulnis neigende Pflanzen, zu welchen die Cyclamen und die Gloxinien gehören, bei welchen wir besser unter die Blätter auf die Erde gießen, wobei ein guter Gießrand von Vorteil ist. —

Pflanzen werden durch Wachstumsstörungen gerne von Krankheiten und Ungeziefer befallen. Diese werden dann am besten mit Insektizidlösung behandelt. Pflanzen und Töpfe halten wir sehr sauber, es verhütet Krankheiten und ist schöner. — Das Gießwasser sei womöglich weich (Regen- oder Flußwasser) und leicht erwärmt aber nicht zu lange gestanden. Flüssige Düngung mit Nährsalzen ist dann nicht unbedingt nötig, wenn wir unsere Pflanzen jährlich ein- bis zweimal in gute düngerhaltige Erde versetzen.

Trotz der Freude an unserem Grünschmuck im Raum vergessen wir doch nicht auch die Kübelpflanzen, Kisten-, Töpfe- und Knollenpflanzen im Ueberwinterungskeller zu pflegen und an warmen Tagen jetzt mehr und mehr zu lüften und zu gießen. Im dunkelsten, frostfreien, aber kalten Ueberwinterungsraume halten wir unsere Lorbeeren, Granaten, Feigen, Citronellen und Evonymus. — wogegen die Oleander, Laurustinus, Aralien, Myrthen, Rosmarin, Fuchsien, Hortensien usw. etwas mehr Licht und Wärme bedürfen. — In Kellerräumen mit genügend Licht können auch auf Asparagus, Agapanthus, Stechapfel (Datura), Passifloren, bei etwas mehr Aufmerksamkeit überwintert werden. Hauptsache in der Pflege ist frühzeitiges Säubern von abgefallenen Blättern und Trieben zur Verhütung von Fäulnis und alles eher trocken halten, höchstens alle 14 Tage gießen. —

Wer in der Wohnung einen hellen kühlen Fensterplatz besitzt, kann sich auch gut empfindlichere Pflanzen über den Winter grün erhalten, um diese im Frühling wieder im Freien zu verwenden. Dabei denke ich an Begonien, Balsaminen, Nelken, Glockenblumen und Pelargonien. Diese Pflanzen soll man im Herbst aber hereinnehmen, bevor sie durch Frost gelitten haben. —

Alle diese Pflanzen werden jetzt in gute Erde verpflanzt, geteilt, geschnitten und gesäubert. Große Kübelpflanzen werden nur alle 2—3 Jahre verpflanzt. Bei der Pflege von Kübelpflanzen im Sommer gilt dasselbe wie bei den Zimmerpflanzen: gießen, öfteres Ueberspritzen und Beschatten der Kübel. Dazu stellen wir niedere Pflanzen vor die größern und schützen somit die Erde vor dem Austrocknen. Eine geschmackvolle Gruppierung ist außerordentlich wichtig und hebt die Freude wesentlich! —

Kleine Rundschau.

Schweizer Frauenwerk in London.

Der Schweiz. Verband Volksdienst hat am 1. Febr. die wirtschaftliche Leitung des Foyer Suisse in London, Upper Bedford Place 12-15, übernommen. Das in der Nähe des Russell Square vorzüglich gelegene Foyer bildet nicht nur einen Mittelpunkt des geselligen Lebens der protestantischen Schweizerkirche in London, sondern hat sich ein gut eingerichtetes Hotel (60 Betten) mit Zentralheizung, fließendem Wasser und gemütlichen Gesellschaftsräumen angegliedert. Schweizer, die nach England reisen, finden auf diese bequeme und gute Unterkunftsmöglichkeit aufmerksam gemacht. Das Haus in London wird nach den im Heimatland erprobten, bewährten Grundsätzen geführt werden.

Filmkontrolle.

In die neue offizielle Filmkontrollkommission des Kantons Genf wurden zwei Frauen gewählt, nämlich die Advokatin Emma Kammacher und Frau F. Maurette, die Gründerin und Leiterin der Ecole Internationale in Genf.

Vor den Toren.

Aus Oslo wird gemeldet: Der norwegische Senat verwarf mit 19 gegen 18 Stimmen einen Gesetzentwurf, der von der Kammer angenommen worden war, und der den Frauen den Zutritt zu allen Aemtern in der Landeskirche gestatten wollte.

Eine Ehrung.

Mme. Ramart-Lucas, Paris, hat für ihre hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Chemie den Fakultätspreis an der Sorbonne (5000 Frs.) erhalten, ferner die Berthelot Medaille der französischen Chemischen Gesellschaft.

Von Kursen und Tagungen.

Was kommt:

Die „Schola Cantorum Basiliensis", Lehr- und Forschungsinstitut für alte Musik (Direktion Paul Sacher), veranstaltet vom 2. bis 8. April in Sarnen eine

Woche alter Haus- und Kirchenmusik

unter der Leitung von August Wenzinger und Ina Lohr. Das Programm umfaßt Einführung und Weiterbildung im Spiel aller Instrumente, Zusammenspielen und -singen, gregorianischen Choral und Sätze aus der Reformationszeit. Der Kurs wird als Arbeitswoche für einen geschlossenen Teilnehmerkreis (Musiker und Laien) durchgeführt. (Kursgeld und Verpflegung mit Trinkgeld Fr. 60.—.) Auskunft und Prospekte durch das Sekretariat der „Schola Cantorum Basiliensis", Wallstraße 14, Basel.

Mutter, ist die Türe offen?

(Hinweis auf die Kurse in „Sonnet", Münsingen)

Wer von uns wäre in der Arbeit unter Kindern noch nie vor verschlossenen Türen gestanden? — Verschlossene Türen beim Kinde, und es gelang nicht den goldenen Schlüssel zu finden, verschlossene Türen bei unsern Mit-Menschen, bei Müttern und vielen andern, die unter Kindern leben, und die doch, ach so oft, — nur das Allernotwendigste von eines Kindes Dasein wissen.

Wie gerne möchten wir da öffnen können und wecken und zur Kenntnis führen! Und wie gern uns selber vertiefen und erweitern und fester gegründet dastehen können! —

In aller Stille hat sich nun eine Stätte gefunden, die uns hier helfen will und helfen kann. Es ist das ehemalige Kindergärtnerinnen-Seminar jetzt Frauenschule im „Sonnet", Münsingen, geleitet von Frl. Marie von Greyerz.

Es gibt mancherlei Frauenschulen, mit den verschiedenartigsten Programmen und Zielen. — Die „Sonnet" kennt keinen fest umgrenzten Lehrplan und kein Kurs-Schema. Sie, hat ihren Kindergarten und ihre stillen Stunden des gemeinsamen Fragens, Suchens und Antwortens, ihre Stunden intensiven Forschens und Schaffens zu wahrem Menschentum hin, und ihre Feierstunden des Schöpfens an tiefster Quelle.

Junge Mädchen, die einmal tätig ins Leben hinaustreten wollen, Mütter, Lehrerinnen in Haushalt, Garten und Schule, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen, die aufatmen, eine Zeit der Besinnung genießen oder ihren Beruf vertiefen und ergänzen möchten, für sie alle ist die „Sonnet" da, sei es für kürzere oder längere Zeit. Eine einzige Woche schon ist möglich und gewinnbringend, wie eigene Erfahrung es mir bewiesen hat.

Näher hinweisen möchte ich auf die Art, wie in der „Sonnet" Erziehung und insbesondere Beruf und Erziehung der Frau verstanden werden: Im täglichen Leben der Hausgemeinschaft sieht jedes sich eingefügt und mitschaffend. Morgenstunden ernster Sammlung, heitere Abende, der Kindergarten, dessen Führung sichern Einblick ermöglicht in die Welt des Kindes, alles ist getragen von umfassendem Verantwortungsbewußtsein. Kein Lebensgebiet ist davon ausgenommen.

In der „Sonnet" finden sich Mädchen und Frauen aus verschiedenen Lebens- und Berufskreisen zusammen. Jeder Einzelnen steht der Weg offen, je nach Alter, Reife und Erlebnis nicht nur zu empfangen, sondern auch zu geben und zu beleben. Unbeschwerte Schwungkraft der einen, Erfahrung und Schwierigkeiten anderer, sie führen durch ihr Zusammenklingen zu fruchtbarer Vertiefung und erwecken neues Leben. A. v. Tavel.

Ferienkurs,

vom 10. bis 20. April. Im Haus ist Platz für 8 Personen. — Preis des Kurses, alles inbegriffen, 50 Fr. — Thema: Charakterbildung, Frömmigkeit, Menschenkenntnis.

Programme und weitere Auskunft durch Marie von Greyerz, „Sonnet", Münsingen.

Von Büchern.

Im Verlag A. Francke, Bern, ist soeben ein Vortrag von Dr. Zurukzoglu über das Thema Ehe und Hygiene im Druck erschienen.

Der Verfasser weist darauf hin, wie sehr Gestaltung und Bestand der Ehe von der körperlichen und seelischen Gesundheit der Ehepartner abhängen. Es ist daher Aufgabe der Hygiene an der Erfüllung dieser Voraussetzung mitzuarbeiten und die Einrichtung von Eheberatungsstellen, wo die Ratsuchenden auf allfällige körperliche oder seelische Leiden hingewiesen werden und Aufklärung erhalten über die sexuellen Beziehungen und Vorgänge sowie über Geburtenregelung, dringend zu unterstützen. —

Holzapfel Bettina:
Die Frauen und der Pandidealismus.

Verlag A. Francke, A.-G., Bern. Die Schrift zerfällt in zwei Teile. Da schildert die Verfasserin einmal die allgemeine Lage der Frau, die nicht nur an der allgemeinen Unsicherheit, sondern noch mehr an der Unsicherheit der eigenen Ziele und Aufgaben leidet. Was die Frauennatur auszeichnet, das ist neben dem individuellen Entfaltungsbedürfnis das gefühlsmäßige Verlangen, ihre Kräfte vollkommen in den Dienst einer Aufgabe zu stellen. Die Frau ist in allem und jedem was sie tut, mehr von ihrer Aufgabe beherrscht und erlebt ihre Ziele eigentlich als Ideal. Ihre Stärke und ihre Schwäche, ihre Kraft und ihre Enge ist, daß sie ihr ganzes Wesen überall einzusetzen wünscht. Es ist ihr Vorrecht illusionsfähiger zu sein, dafür ist sie unendlich ausdauernder, hingebender und duldungsfähiger. Aus dieser Unbedingtheit ihrer Haltung erklärt sich oft ihre Borniertheit und Enge, wenn Fassungskraft und Anlagen beschränkt sind.

Eine wertvolle, wenn auch schonungslose Charakterisierung gibt die Verfasserin den Pflegeberufen, die vielfach aus einem falschverstandenem Geiste der Selbstaufopferung heraus ergriffen werden. Aber nicht nur die sozialen Berufe, auch die Bewegung der Frauen für Abrüstung und Friede, auch die Frauenbewegung kranke an negativen Zielen, dadurch sei ihnen die Schlagkraft genommen, denn die Menschen brauchen positive Bilder für ein höheres, anziehenderes Leben.

Diese positiven Aufgaben und Ziele führt B. Holzapfel aus, sei in der Lehre des Pandideals gegeben, welche durch neue Gewissensgestaltung zu einer neuen Menschheitsgestaltung führe. Mit großem Optimismus und hohen Anforderungen zeichnet sie die Mutter, die Erzieherin, die im pandidealistischen Geiste ihre Kinder erzieht, zeichnet sie den Beruf einer Wanderschwester, Wanderpflegerin, die in körperlichen und

Sag' Deiner Mutter, du benötigst

1

Kraftgetränk zum Frühstück & Abendbrot

P20n

P 78 Z

Pension Wipf, Pura bei Lugano

empfiehlt sich zum Frühjahrsaufenthalt. Wundervolle ruhige freie Lage. Schöne Ausflüge. — Gute Küche. Preis 7 bis 8 Fr. Prospekt. P2314W

Frauenarbeitsschule Basel
Kohlenberggasse 10

Höherer Fachkurs
für Damenschneiderinnen

Vorbereitung für gehobene Berufsstellungen:
Directrice, Meisterin, Atelierleiterin. P3168Q

19. April bis 29. September 1934

Prospekte kostenfrei durch die Direktion.

zerfallenen Brunnen, das Haus des Hundes, alles durch das gläserne Stücklein, es sah auch gegen Ferdinand durch das Glas. Und das Kind lachte.

Ferdinand kam, er griff nach dem Spielzeug, er sagte grausam: Gib mir mein Fenster! Das Kind hielt, Ferdinand hielt, das Glas glitt zwischen den zweierlei Griffen, es fiel und zerbrach. Des Kindes Augen füllten sich beide mit Tränen. Ferdinand sah diese schwimmenden Augen, er zählte: eins, zwei, er sagte irrsinnig: Gib mir mein Fenster! Das entsetzte Kind stob davon.

Es war Abend. Es fror wieder leicht, ob auch Föhn in der Luft war. Ferdinands Füße zertraten das brüchige Eis aller Pfützen und Lachen in der Straße, darauf er ziellos stolpernd einherlief. Es zerschnitt das Leder von Ferdinands Stiefeln, Kälte kam zum erstenmal im Leben an Ferdinands Füße heran. Sie schmerzte, doch sie ernüchterte nicht. Der Abend ward tiefer. Nicht unsern sah Ferdinand zwischen schneeflecken Wiesen eine große Fläche aus Glas. Er beeilte sich. Mein Fenster, murmelte er. Er kam über Winterfaat unter dem Hauchen des Föhns heran. Es war ein See, es war keine gläserne Scheibe. Ferdinand bückte sich, er faßte zum Rand, seine Hand tauchte darein, sie ward naß, er setzte sich plump an das Ufer. Fenster, sagte er bittend. Der Föhn zauste sein ergrauendes Haar, er ward stark, er bog den Mann gegen das Wasser. Ferdinand sah in den See, jetzt war es dunkel, Mond schoß wie eine Kugel durch die jagenden Wolken hervor, er blieb hinter dem schauend hockenden Mann. See ward Glas, Glas schien Fenster der Welt. Flockige Wolken verbargen den Mond. Und Ferdinands Stimme, lallend im Finstern, zu irgend einem, den man nicht sah: Gehe, so gehe doch und zieh!

Ein Engel zog die Wolke vom Mond. Ferdinand sah sich selbst. Lange sah er, lange, sehr lange. Immer heller wurde der Mond, immer heller das Wasser, das in den Rändern gefror, immer starrer der Blick des Menschen am See. Und Ferdinand erkannte sich selbst durch das letzte Fenster. Leer, sagte er, leer, und neigte sich trostlos in sein eigenes Bild, es zu füllen. — Föhn geht durch die Landschaft, er taut das Eis aller Pfützen der dunklen Straße, die Ferdinand gekommen, der Mond macht das schmutzige Erdwasser gelb wie Gold, der Nußbaum vor der Hütte des Elends bewegt seine Knospen im Wind, der ganze See schwebt in seiner erzitternden Flut.

Gabriel aber saß in dem Schlummergemach seines Herrn, wie begraben. Er saß dort drei Tage geduldig. Dann kamen sie und leaten den Leib Ferdinands auf das Bett, das verlassene, und des Bettes Linnen sog alles Wasser aus den Gewändern des Toten. Und sie leaten neben ihm seinen Hut und den Stock mit der silbernen Krücke, die am Ufer allein und schweigend ausgesagt, wo er sei.

Aber Ferdinands Augen standen weit offen, zwei winzige Fenster ins Bodenlose hinein. Bodenlos ist die Hölle, und bodenlos ist der Himmel.

Gabriel legte die eigenen Hände zitternd vor die eigenen Augen, und sein Herz schlug in ihm.

Dichterfrühling.

Aus guten Gründen zählt Francesco Chiesa unter seinen deutschschweizerischen Getreuen viele Frauen. Einige seiner typischen Eigenschaften und Motive — Takt, Zartheit, Nuance, Innenreichtum, Innenlicht — müssen gerade Frauen besonders anziehen und interessieren, Frauen, die zu erfühlen vermögen, was in Leben und Kunst sich ziemt, zu erkennen vermögen, was Dauerwert besitzt.

Daher mag es berechtigt sein, in einer Frauenzeitung auf den Vortrag hinzuweisen, den Chiesa als Gast der Pro Ticino, Montag, 12. März im Auditorium IV der E. T. H. halten wird, an derselben Stätte also, wo, vor ein paar Jahren, so viele Hörerinnen aller Generationen, von der achtzehn- bis zur achtzigjährigen, seinen Kolleginen beiwohnten. Kollegien? — Allzu steif tönt die offizielle Bezeichnung! Herrlich umrankte Gedankenlinien waren es, tiefdrinnende Vorimelodien, Dichterdeutungen von persönlichstem Charme.

Für seinen bevorstehenden Vortrag hat Chiesa ein ihn besonders Bewegendes gewählt: den Frühling. „Offesione della primavera", „Frühlingsbeseiensheit", lautet leidenschaftlich der Titel. Wer da weiß, wie wunderbar eigen er den Frühling zu feiern versteht — alle Phasen: von der schüchternen Knospe bis zur glorreich entfalteten, fast sommerlichen Blütenpracht; alle Lagen: Frühling an der Hauswand, im Garten, im Park, im geschützten Seitentälchen, im Hügel-, im Höhenland, und vor allem im Herzen, als Erwachen, Sich-Ermannen, Sich-Erneuern —, der freut sich auf den kommenden Montag also wie auf ein Fest von erquickender, lange nachbebender Schönheit. E. N. B.

Werbet fleißig neue Abonnenten für Euer gutes Blatt!

seelischen Nöten die Menschen führt, und beratet. Dies alles soll dazu dienen, die Massen, die durch die Maschine befreit sind, empor zu erziehen zu geistigen Zielen. Es weht ein hoher Idealismus und eine große Zukunftshoffnung durch das Schriftchen. Auch Lesern, die nicht auf panidealistischem Boden stehen, bietet die Schrift manches Anregende. Schließen wir mit den Worten der Verfasserin: „Kennt unsere Zeit keine Märchen, ist der menschliche Geist gerade fähig, ja geneigt Wunder zu suchen, sie hervorzubringen? Warum sollte er nicht auch seelisch, sozial, ethisch eine unvergleichlich schönere Welt hervorbringen? Paßt in unsere Zeit nur das Leiden, das Maklertum, die Zerstörung des Besten und Feinsten?“

E. St.

Versammlungs-Anzeiger

Basel: Samstag, 17. März, im Volkshaus, Burgvogtei: Hausfrauenverein. Familienabend.

Schaffhausen: Donnerstag, 15. März, 14 Uhr, im Saal des katholischen Vereinshauses: Verband Frauenhilfe: Jahresversammlung. Nach Jahresbericht und Jahresrechnung, Vortrag von Fräulein Bailly, Bahnhofagentin in Basel über: „Licht und Schatten im Fürsorgedienst“. Nachher: Gemütliche Vereinigung.

Zürich: Mittwoch, 14. März, 20 Uhr, im Olivenbaum: Stimmrechtsverein. Generalversammlung mit den üblichen Traktanden. Dann Vortrag von Prof. Anna Siemsen über „Unsere Frauenaufgaben im Gesellschaftsprozeß der Gegenwart“.

Zürich: Mittwoch, 14. März, 20 Uhr: Oeffentliche Versammlung im Schwurgerichtssaal. Vortrag von Frau Maria Waser „Ueber lebendige Demokratie“, veranstaltet von der Gruppe Zürich der Arbeitsgemeinschaft „Frau und Demokratie“.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25. Telephon 32.203.
Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142 Telephon 22 608
Wochenchronik (ad interim): Helene David, St. Gallen.

Betriebsküchen, Kantinen
Wohlfahrtshäuser etc.
verwenden mit Vorliebe
die guten
Rebsamen - Teigwaren
Es wird nur erstklassiger, kanadischer Hartweizengrieß verarbeitet
A. Rebsamen & Co., Richterswil
Gegründet 1850 P 178 Z

WELSCHLAND
bei Fr. Dr. Callet, 1 Place de l'Ancien Port, Vevey. Gelegenheit im Hause das Kochen zu erlernen; école de commerce, école des arts et métiers, école supérieure am Ort. Mässige Preise. Referenzen. P 51644 Q

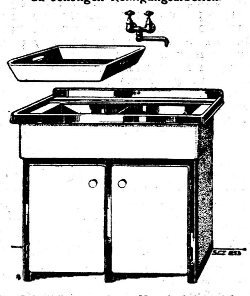
7000 Büchsen mehr in den 3 letzten Jahren!
Das ist der beste Beweis der erzielten Resultate mit P 5-3 L.
Phosfarine Pestalozzi
das ideale Nährmittel der Kleinen in den Säuglingsheimen, Spitälern, Sanatorien. **Erleichtert die Knochenbildung.** Stärkendes Frühstück für Blutarme und solche die schwer verdauen. Die große 500 gr. Büchse **überall Fr. 2.25.**

WASCH-MASCHINEN
Lavator
mit Trommel und Heizung die von den Frauen bevorzugte Marke P381Z
Ad. Schultheß & Co Zürich

Jahresberichte
besorgt vorteilhaft und gewissenhaft
Buchdruckerei Winterthur A.G.

Bergschulheim Nel Prato Allegro Orselina s/Locarno
herrl. geleg. üb. Lago Maggiore f. schwächl. u. zurückgeblieb. Schulkinder. Auch Ferien. Sek'lehrerin **Frau Schmidt.** Auch **Ferienwohnung** z. vermieten.
P 1984-2 O

Der Patent-**Küchen-Spültisch**
aus rostfreiem Chromstahl
ist heute der praktischste Schüttstein zum Abwaschen des Geschirres und der Gemüse, sowie zu sonstigen Reinigungsarbeiten.



Kein Schüttstein anderer Konstruktion oder aus anderem Material bietet derartige Vorteile.
Obiger Apparat SEZ 852, 100×45 cm, einschließlich Geschirr- u. Gemüsekorb, sowie Schrank, kostet Fr. **200.-**
Andere Dimensionen auf besondere Anfrage.
Stöckli & Erb, Apparatefabrik
KUSNACHT-Zch. P407Z

Schweizerisches Landschulheim
„Ruotzig“ Flüelen P 1083 Lz
Erziehungshilfe, Nachhilfe, Erholung für Kinder der Primar- und Sekundarschulstufe. Individuelle Pflege. Fr. 4.– täglich. Prospekte u. Referenzen. Dr. J. Schweizer.

Erziehungskurse
zur Ausbildung der Erziehungsgehilfin.
Eintritt Mai und Oktober. Kursdauer 1 Jahr. Praktische Uebung im eigenen Kindergarten. P 1088 Y
Sonneck Münsingen (Bern)
Leiterin Marie v. Greyerz.

Geschäftsleute, Handwerker, Gewerbetreibende!
Darlehenskasse P302-6 Gl.
finanziert Kreditverkäufe zu günstigen Bedingungen. Anfragen richte man an **KREDA, Richterswil-Zch.**

ORO
schmeckt an den Speisen wie Butter und ist außergewöhnlich ergiebig
Flad&Burkhardt A.-G.
Zürich-Oerlikon
(Gegründet 1889)
P 243 Z

Qualitäts **Kolb Seifen** Marken
Seifenfabrik
Jak. Kolb. Zürich
P153Z

Knabenschneiderin
empfiehlt sich für **Jackettkleider** und ändern der **Damengarderoben** ins Kundenhaus.
Off. unt. Chiffre Ac 6078 Z an **Publicitas Zürich.**

Monogramme
Hohlsäume
bestickt
Hand und Maschine
B. Huber
Rorschacherstr. 32 Telefon 56.48
St. Gallen P1097G

Hero
3 vorzügliche, billige und gesunde Gemüse
Lenzburger — ¹/₁ Büchse
Spinat gehackt . . . . . . 1.—
Kohlraben in Scheiben . . . -.80
Erbsen und Carotten 1.40

3 **Gemüse für Salate** gerade jetzt begehrt und willkommen:
Lenzburger — ¹/₁ Büchse
Randen in Scheiben . . . . 1.—
Carotten Pariser mittel . . . 1.10
Russischer Salat 1.60

3 tischfertige, nahrhafte und ausgiebige **Mahlzeiten** in 10 Minuten bereit gestellt:
Lenzburger — ¹/₁ Büchse
weisse Bohnen fixfertig . . . -.80
weisse Bohnen mit Speck . . 1.25
Linsen fixfertig . . . . . . -.80

Lenzburg
P36Bn

Verkaufsmagazine in:

MIGROS

Zürich	Madretsch	Schaffhausen	Buchs
Winterthur	Olten	Neuhausen	Appenzell
Wädenswil	Solothurn	Chur	Herisau
Horgen	Thun	Aarau	Frauenfeld
Oerlikon	Burgdorf	Brugg	Kreuzlingen
Meilen	Langenthal	Baden	Wil
Altstetten	Neuenburg	Zug	Basel
Bern	La Chaux-de-Fonds	Glarus	Liestal
Biel	Luzern	St. Gallen	Laufen
		Rorschach	Pruntrut
		Altstätten	Delsberg
		Ebnat-Kappel	Zofingen

204-10

Die Zeit der kleinen Mittel

Man müßte wohl fast 100 Jahre zurückblättern, um eine Epoche zu finden, in der alle Zeitungen, Zeitschriften, alle Reden — und allerdings auch die Ereignisse — von so großen Fragen und Plänen bewegt werden wie in der Zeit, in der wir leben. Und doch, die Lösungen werden aus **kleinen** Anfängen, aber auf breitester Basis hervorwachsen. Ueber den großen Ideen und Umsturzplänen werden nur zu oft die bescheidenen Mittel vergessen, besonders da, wo es sich um politische und wirtschaftliche Probleme handelt, die in die Sphäre des Staatsbürgers fallen.

Wie ganz anders löst die **Hausfrau** ihre Probleme! Man schätze ihre anscheinend allerdings viel bescheideneren Aufgaben und deren richtige, wenn auch einfache Lösung, und denke daran, daß, wenn eine Hausfrau ihren Einnahmen- und Ausgabenkreis nicht mehr schließen kann, sofort eine Last für die Allgemeinheit entsteht. Wie unzählige Male gelingt es einer Hausmutter, z. B. einen arbeitslos gewordenen oder, wie das immer häufiger vorkommt, einen aus dem Ausland mittellos heimgekehrten. Verwandten an ihrem Tisch durchzuhalten, bis er wieder Arbeit hat.

Die Familiensolidarität hält enorme Lasten von den Gemeinden und vom Staat ab. Allerdings kann dort die Familienhilfe nicht einspringen, wo gar keine Reserven und gar kein Jota Kaufkraftüberschuß vorhanden sind.

Damit kommen wir automatisch auf die gewaltige Bedeutung der kleinsten Reserven der kleinen Leute. Diese kleinen Reserven der Kleinsten sind es, die man als staatserhaltend bezeichnen muß. So lange sie bestehen, ist die Selbstsicherheit und der Wille zur Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes in unserem Land — um den wir mit soviel Recht in der Welt beneidet werden — vorhanden. Der kleinste Besitz hält natürlicherweise den Willen wach, ihn zu behaupten, womöglich zu mehren. Solange es möglich ist, **überall** und allgemein kleinen und kleinsten Besitz zu erhalten, würden wir nicht einmal nötig haben, Gesetze zum Schutze und zur Erhaltung des Staates aufzustellen.

Es ist heute große Mode, für möglichst „gute“ Preise zu sorgen. Man ist nahezu ein Vaterlandsverräter, wenn man dafür streitet, daß die Handelsmarge möglichst bescheiden bleibt!

Und dabei gibt es im Staat und in der Wirtschaft gar keine größere Aufgabe als die, alles zu tun, um die kleinsten Reserven in den breiten Schichten der Bevölkerung zu erhalten.

Solange die kleinsten Reserven da sind, hat die gegenwärtige Ordnung die überwiegende Mehrzahl der selbständig oder unselbständig erwerbenden Bürger für sich — der Umsturz von links oder rechts wird erst möglich, wenn der Schutz, den der Bürger durch den Staat genießt, ohne Sinn geworden ist, d. h. wenn die Mehrzahl der Bürger nichts mehr besitzt und nichts zu verlieren hat.

Richtig haushalten mit den kleinsten Faktoren — das wird in allen öffentlichen Haushalten genau in gleicher Weise der Weg zur Gesunderhaltung und zur Wiedergesundung sein, wie im Einzelhaushalt, wenn es auch nicht so ehren- und genievoll ist, an 100 Orten ein klein wenig zu sparen!

Daß merkwürdigerweise nicht die politische Partei ausschlaggebend ist, der irgendein Bürger angehört, wenn es um Entscheidungen umwälzender Natur geht, sondern daß die Eigentumsverhältnisse ohne Rücksicht auf die parteipolitische Zugehörigkeit den Ausschlag geben, ist klar aus der starken Verwerfung (7 : 1) der seinerzeitigen Vermögensabgabe-Initiative zu erkennen. Es ist ja etwas brutal, zu behaupten, daß Besitz oder Nichtbesitz von 200—300 Franken über Sieg oder Niederlage revolutionärer Pläne entscheiden, aber es ist eine **Tatsache**, und sagen wir es nur: eine ganz gesunde.

Man darf füglich fragen: Ist es richtig, daß einzelne durch ihre Kontingentsrechte das 5- und 10fache verdienen, jetzt in der Krise, währenddem Zehntausende die Reste ihres Eigentums aufzehren? Man darf auch fragen, ob der Kaufmann bekämpft und verfemt werden darf, der seine „Kontingentsrechte“ nicht im geringsten ausnützt, sondern die Importware so niedrig wie möglich berechnet, um den Verbraucher in die Lage zu versetzen, die höheren Preise für die landwirtschaftlichen Inlandprodukte ohne Schaden für eben jene staatserhaltenden kleinen Reserven zu erschwingen?

Wir führen täglich und stündlich einen zähen Kampf, um die nötigsten Einfuhrrechte zu erhalten und den Konsum mit dem täglich Nötigen zu einem schmal kalkulierten, kaum die außergewöhnlichen Risiken deckenden Preis zu versehen. Wir wissen nie, ob wir in einer Woche noch Ware haben — und doch dienen wir mit diesem Kampf indirekt dem Staat durch die Schonung der kleinen Börsen.

Manchmal müssen wir solche Einfuhrrechte kaufen oder für Ware mit Einfuhrrecht einen höheren Preis anlegen und uns durchschlagen, wie wir können.

Wenn die Schweiz, wie andere Länder, ihre Einfuhr auch einschränken, d. h. kontingentieren muß, welche Notwendigkeit wir durchaus anerkennen, so darf doch wohl verlangt werden, daß bestehenden Verhältnissen Rechnung getragen und nicht auf unbeschränkte Zeiten eine Anzahl privilegierter Importeure geschaffen werden, die sozusagen ein Einfuhrmonopol haben.

Sicher aber ist, daß beispiellos verkannt wird, daß der Preisregulator zu gar keiner Zeit so wichtig ist wie zur Zeit der künstlichen Verknappung des Angebots durch Einfuhrbeschränkung.

Merkwürdig ist, daß die Migros in den Kreisen des **Großhandels** und teilweise auch der Industrie, die beide ihre Konkurrenten sind, oft mehr Verständnis findet als bei den die Einfuhr regulierenden Behörden. Noch merkwürdiger ist, daß, wenn wir mit prominenten Persönlichkeiten aus den verschiedenen Lagern in langen Unterredungen die Auswirkung der Migros-Prinzipien besprechen, ohne weiteres erkannt wird, daß die Migros eine Mission erfülle. Ist denn die Stimme der Mittelmäßigkeit so gewaltig, daß sie elementare Wahrheiten und die Meinung kluger Köpfe auf die Dauer übertönen könnte? Wir verkennen den vom Kleinhandel auf die Behörden ausgeübten Druck nicht, sind aber der Meinung, daß die **allgemeinen** Interessen vorgehen sollten.

Noch einmal und noch einmal:

Es gibt keine größere Wahrheit und keine wichtigere Sache als die Erhaltung der kleinsten Reserven.

Ein wunderbares

Olivenöl

naturell, kaltgepreßt, nicht raffiniert, mit einem prachtvollen, milden Fruchtgeschmack. Der Preis ist so niedrig, daß Sie das beste existierende Olivenöl als Speiseöl verwenden können.

920 g (1 Liter) = Fr. 1.28½

Flasche zu 645 g = 7 dl = 90 Rp. (+ Depot extra 50 Rp.)

Speiseöl „Amphora“ 920 g (1 Liter) **85 Rp.**

Flasche zu 920 g = 1 Liter = 85 Rp. + 15 Rp. Bareinlage = Fr. 1.— (+ Depot extra 50 Rp.)

Konfitüren in 2 Kilo-Eimern

Vierfrucht	2 kg netto	Fr. 1.10
Zwetschgen, Brombeer	2 kg brutto	Fr. 1.60
Aprikosen, Kirschen, rot und schwarz, Weichselkirschen, Zweifrucht	2 kg brutto	Fr. 1.80
Brombeer-Gelée, Frühstücks-Gelée, Johannisbeer-Gelée, Erdbeeren	2 kg brutto	Fr. 2.-

Erfrischen Sie Ihren Körper mit einer

Joghurt-Kur

Wählen Sie den wissenschaftlich hochwertigen Glycobacter-Joghurt, den wirksamsten, mit der feinen ausgeglichenen Säure.

☛ **Jetzt im Frühling eine Joghurt-Kur** hebt Ihre Lebensgeister und schafft Ihnen alle Tage durch die exquisite Qualität einen Hochgenuß

250 g-Glas = 20 Rp.

Joghurt mit Konfitüre:

210—230 g Joghurt, 30—40 g Konfitüre — Glas **25 Rp.**

(auch an den Wagen)

Echte
Paterno-Blutorangen per kg **55 Rp.**
(an den Wagen 1800 g Fr. 1.—)

Saftige **Blondorangen** per kg 40 Rp.

Schweizer Aepfel

Chüsenreiner	per kg 50 Rp.
Kochäpfel	per kg 40 Rp.
Saftige, gelbe **Zitronen** (Auslese)	per kg 32½ Rp.; Stück 3⅓ Rp.

(15 Stück = 1550-1650 g Fr. —.50)
(auch an den Wagen)

Weißer Brüss. **Zichorien-Salat**	p. kg 85 Rp.
Schwarzwurzeln	per kg 55 Rp.
Frische **Tomaten** (an den Wagen 500 g 50 Rp.)	per kg Fr. 1.—

ff Schweizer Salami
in Stücken v. 500/800 g per kg Fr. **4.50**

Echte Bündner Salsice	per Stück 50 Rp.
Spezial-Touristenwurst	per Stück 75 Rp.
ff Waadtländer Saucisson	per kg Fr. 4.50
Schweinsbratwürste	per Stück 40 Rp.

ff Fleischkäse 100 g **35 Rp.**

ANANAS-Pudding-Pulver
mit feinsten kandierten Ananas-Stückchen
1 Karton = 2 Pack à je 95—105 g = 50 Rp.